

Bernd Crössmann

Von Cousinen, Maidlins und dem frumm Schwesterlyn

Joseph Scheffel auf Kontaktsuche am Hochrhein

Als der Abiturient Joseph Scheffel im Spätsommer 1843 das Karlsruher Elternhaus verließ, um sein Studium an der Münchner Universität zu beginnen, war er 17 Jahre alt. Vor ihm lagen unbekannte Welten, die bayerische Kunstmetropole, das Studentenleben, neue Freundschaften. Der eigentliche Grund seines Auszugs, die Aufnahme des Jurastudiums, reizte ihn am wenigsten. Die Eltern entließen den Sohn aus ihrer Obhut nicht ohne die Empfehlung, den Kontakt zu einer Reihe befreundeter Familien zu suchen, die sich in München niedergelassen hatten. Joseph tat, wie ihm befohlen, wurde bei den Bekannten seiner Eltern freundlich aufgenommen und berichtete über deren Befinden in langen Briefen nach Hause. Es war ein gleitender Loslösung von der elterlichen Überwachung.

Es dauerte nicht lange und der Student traute sich, von der ungewohnten Freiheit vorsichtigen Gebrauch zu machen. So besuchte er fast so viele Vorlesungen in Philosophie und Kunstgeschichte wie Kurse in seinem eigentlichen Fach. Die Tanzstunden im Salon einer alten adligen Dame, die er auf Drängen von zu Hause absolvierte, müssen qualvoll gewesen sein. Aber das weibliche Geschlecht, wenn auch nicht als Tanzpartnerin, ließ ihn nicht teilnahmslos.

Unter den mit Josephs Eltern befreundeten Familien waren der angesehene Archivrat Nathanael Schlichtegroll und seine Ehefrau Angelika. Der zwei Jahre zuvor vom bayerischen König geadelte Wissenschaftler stand im 50. Lebensjahr und führte gemeinsam mit seiner Frau ein gastfreies Haus. Als junger Mann hatte er wie Scheffels Vater in den Befreiungskriegen gegen die napoleonische Truppen gekämpft und während des anschließenden Jurastudiums war er ein begeisterter Burschschafter. Er hatte mehr als zwanzig Jahre als Jurist im bayerischen Staatsdienst gearbeitet. Vor kurzem war er als Fachmann für Diplomatie¹ ins staatlichen Archivwesen gewechselt. Dieser Werdegang entsprach soziologisch genau dem militärisch-bürgerlich-akademischen Milieu, in dem Joseph aufgewachsen war, nur strahlte er – aufgrund der Bedeutung der bayerischen Metropole – um einiges glanzvoller.

Die Familie Schlichtegroll hatte drei Kinder, zwei Mädchen und einen Jungen. Die jüngere der beiden Töchter war im November 1843 gerade dreizehn Jahre alt geworden. Es war die Zeit, als Joseph das Haus zum ersten Mal betrat. Seinen Eltern berichtet er in verschiedenen Briefen, wie überaus freundlich er dort empfangen wurde. Auch von einer längeren Krankheit der Mutter und der älteren Tochter ist die Rede. Weiter nichts. Erst als er sich im Sommer 1844 in Karlsruhe auf den Fortgang des Studiums in Heidelberg vorbereitet, erfahren wir Folgendes aus einem Brief an seinen Münchner Studienfreund Friedrich Eggers:

Karlsruhe, den 11., 12., 13. Oktober 44.

[...] Und nun, mein lieber, lieber Friedrich! nun bin ich in Karlsruhe – [...] Die Freuden des Wiedersehens und das gemütliche Leben im Elternhause vermögen kaum den Eindruck der Trübseligkeit zu verbannen, die ich hier fühle. Es ist doch ein großer Kontrast, — das hiesige, kalte,

¹ Beurteilung historischer Urkunden

trockene Leben, und unser frisch lebendiges Zusammensein in einer anregenden, an sich großartigen Stadt wie München. —

Doch zum Glück gibt's 2 gute Praeservative² gegen die Trübsal — das Studieren und die Erinnerung und beide haben in meiner grünen Stube Quartier gefunden. Ich habe mich verschanzt hinter das *Corpus juris* und hole nach, und bessre die Lücken aus an dem, was ich im vorigen Winter nicht gearbeitet habe und begreife allmählich, wie man die Jurisprudenz nicht *en passant* lernt, sondern wie „*ferreum caput, plumbeae nates*“³ dazu gehören. Und wenn mir's dann zu öd und langweilig wird, so setze ich mich hin an mein Fenster, stopfe mir eine Pfeife und schaue hinaus in die Herbstnatur [...] und wenn dann die Wölklein aufsteigen aus meiner Pfeife, dann wird mir's heimisch, und mit dem Dampf und Rauch beschwöre ich die Gestalten der Vorzeit — d. h. des letzten Jahres — und lasse sie vorüberziehen in bunten Reihen. Dann schaue ich wieder die Ludwigstraße und all die bekannten Plätze; ich gehe wieder hinein in den 3. Eingang des Damenstifts und vergesse, daß ich in Karlsruhe bin.

Und hie und da schaut aus den Rauchwolken ein Engelsköpflein, das sieht accurat aus wie Julie Schlichtegroll [...]

Seine Heimatstadt Karlsruhe gefiel ihm nicht, weil er glaubte, alle Welt hätte am Sohn des Majors Scheffel, der Maler werden wollte, etwas auszusetzen. Das Nachlernen des juristischen Stoffes war bitter nötig, weil Joseph in den ersten beiden Semestern zu viel mit den schönen Künsten beschäftigt war. Friedrich Eggers, sein um sieben Jahre älterer Mitbewohner in München und Adressat des Briefes, hatte ihm deswegen Vorwürfe gemacht. Denn er war, wie man heute sagen würde, auf dem zweiten Bildungsweg zum Studium gekommen, hatte sein Abitur nachgeholt, arbeitete nebenher, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen, und studierte mit eiserner Disziplin.

Diesem Eggers nun vertraute er im Nachhinein an, dass ihn die Erinnerung an ein dreizehnjähriges Mädchen nicht mehr losließ. Der sehr viel reifere, willensstarke und zugleich warmherzige Archäologie-Student muss für Joseph eine Art kombinierter Mutter- und Vaterersatz gewesen sein. Später zog Joseph in Herzensangelegenheiten seine Eltern ins Vertrauen. Noch aber waren seine Fantasien zu unausgegoren. Man konnte meinen, er habe in der kleinen Julie seine um drei Jahre jüngere Schwester wiederentdeckt und plötzlich mit anderen Augen gesehen. Kein Thema für zu Hause.

In seinen Lernpausen hing Joseph Tagträumen nach. Er beschwor, wie er sich ausdrückte, die „Gestalten der Vorzeit“; eine Wortwahl, die sich in der Zueignung des „Trompeters“ wiederfindet. Beschwörung, das ist der Versuch, ein Wesen, das einen nicht loslässt, aber nicht greifbar ist, herbeizurufen und gefügig zu machen. Verstorbene, Geister, in Scheffels Fall ein Lockenköpfchen, mit dem der Gast im Hause Schlichtegroll kaum je ein Wort gewechselt hatte. Erst im weit entfernten langweiligen Karlsruhe machte seine Fantasie das Mädchen so begehrenswert.

Drei Jahre Studium vergehen: Heidelberg, Studentenleben; Berlin, preußische Disziplin; wieder Heidelberg, noch mehr Studentenleben; Examensvorbereitung in Karlsruhe unter väterlicher Aufsicht, eine verschärfte Neuauflage der Situation vom Herbst 1844. Was nun geschieht, berichtet Scheffel seinem Freund Eggers so präzise, dass er selbst zu Wort kommen soll.

² Vorkehrungen

³ eiserner Schädel und bleierne Arschbacken

Karlsruhe, Sonntag, den 17. Oktober 1847.

[...] Nun kommt aber die ärgste Geschichte. Du wirst Dich erinnern, daß mir schon in der letzten Zeit in München die schöne kleine Julie v. Schlichtegroll merklich gefallen hat, und das kleine Engelsköpfchen hat mich in der Erinnerung durch allen Saus und Braus des Studentenlebens begleitet und mehrfach in meinen Herzkammern herumgespuht. In der Brachzeit des Kandidatenlebens, wo man oft Veranlassung hat, über Kompendien und Heften noch an dies und das zu denken, ist mirs auch oft in den Sinn gekommen, – ich habe auch meinen Eltern schon davon gesprochen. Wie ich nun am 2. September (NB. In meinem Notizbuch steht unter diesem Datum: „Heut hab ich *Giulietta* wiedergesehen. – Herz krach und brich nicht“) gerade über meinem Landrecht sitze, erhalte ich ein paar Zeilen, Hr. v. Schlichtegroll mit seinen zwei Töchtern sei hier. Ich gehe gleich hin, war freundlich empfangen, und die kleine Julia war unterdess gar stattlich aufgeblüht, ohne daß sich aber das Zarte, Mignonartige in ihrem Wesen verwischt hatte. Ich zog mit ihnen in der Kunsthalle herum, – führte sie alsbald im elterlichen Hause ein und veranlasste sie, einen Tag länger hier zu bleiben, – während welcher Zeit ich natürlich Aug und Herz nur an einen Fleck gerichtet hatte. Dann gingen sie nach Baden, und von da nach Heidelberg. Ich bat um Erlaubnis, sie nach Heidelberg begleiten zu dürfen, um in meiner alten Musenstadt als Mentor zu dienen. Dies ward angenommen, und ich verlebte 4 Tage mit ihnen in Heidelberg, die ich nie vergessen werde. Es war wahrhaftig viel Poesie darin, an Juliens Seite an all den prachtvollen Orten auf dem Schloss und in den Bergen, wie an den Neckarufern herumzustreifen, – und Zeuge ihrer naiv anmutigen Freude über all das Schöne, das ihr, die noch nie aus München weggekommen war, doppelt schön schien, zu sein. Ich schmeichelte mir, als Staffage in der Heidelberger Landschaft in ihrer Erinnerung auch nicht ganz vergessen zu werden; – aber als schüchterner Bursche war mirs genug, in ihrer Nähe zu sein, und ich sprach über das *punctum saliens*⁴, was mich mit ihnen nach Heidelberg geführt hatte, kein Wort. Der alte Schlichtegroll schien auch nicht übel mit mir zufrieden, wenigstens umarmte er mich väterlich beim Abschied.

Merken Sie sich das Wort „väterlich“. Ich werde darauf zurückkommen.

Nach freundlicher Trennung reisten sie nach Köln etc., ich zu meinem Landrecht zurück nach Hause. Dass das Engelsköpfchen itzt erst recht in mir zu spuken anfang, kannst Du Dir denken; – meinen Eltern, mit denen ich ganz offen darüber sprach, hatte Julia auch sehr gut gefallen, und ich redete schon mit meinem Vater darüber, daß er, wenn ich, sein Sohn, dermaleinst, was man so nennt, eine Existenz, d. h. eine sichere soziale Stellung hätte, [er] mit Hut und Frack nach München reisen und für mich werben solle. Nun sind kaum 4 Wochen seitdem verflossen, da kommt die Nachricht, daß während der Reise der Töchter mit ihrem Vater ein Biedermann, der schon eine solide Stellung hat, ein Rat Ströhl, ein alter Hausfreund und weiß der Teufel was noch alles, bei der Mutter, die in München geblieben war, um die kleine Julie angehalten – und sie ihm ihre Hand zugesagt, und daß die Geschichte itzt schon im Reinen ist. Das arme 17jährige Kind wird natürlich den Vorstellungen der Alten wenig eigenen Willen entgegensetzen, und da ist eben das End vom Lied eine solide bürgerliche Heirat. Hätte ich in Heidelberg oder hier nur ein Wort gesprochen, so wäre es vielleicht ganz anders! – Ich war wie vom Donner gerührt; – es soll itzt das Engelsköpfchen für mich nichts weiter als ein Traum sein – ich kann itzt erst mit Grund sagen „Herz krach und brich nicht!!“

Bis itzt bin ich noch nicht ganz gefasst; – daß all die Erinnerungen so schön und hoffnungsvoll aufgefrischt, und dann so plötzlich mit einem Strich wieder ausgelöscht werden mußten, das ist ein

⁴ Der springende Punkt, das Entscheidende

harter Schlag. Meine Eltern haben rechten Anteil an mir genommen und mich zu trösten gesucht, so gut es ging. Tröste Du mich auch, lieber Fritz [...]

Johann Baptist Ströll, den Julie ein Dreivierteljahr später heiratete, war beileibe kein privilegierter Bürgerspross. Er kam aus einer bäuerlichen Familie und arbeitete sich zum Rechtskonsulenten bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank hoch. Ein später von ihm erdachtes Pfandbriefsystem ist bis heute in Gebrauch.

Er nicht, aber die anderen Beteiligten des Liebesdramas, die Scheffel persönlich kannte, tauchen als Nebenfiguren im Versepos des „Trompeters“ auf. Denn was Scheffel in seinem Seelenleben umtrieb, fand in seinen literarischen Texten nicht selten einen Niederschlag. Neun Jahre nach seinem ersten Brief an Eggers in Sachen Engelsköpfchen griff Scheffel auf seine Formulierung von 1844 zurück. Er musste die Gestalten der Vorzeit beschwören. Sie zogen nun nicht mehr friedlich an ihm vorüber, sie verfolgten und bedrängten ihn. Die Angelegenheit war dringlich geworden. In Sorrent, so lesen wir in der 1853 niedergeschriebenen Zueignung des „Trompeters“, „Ließ ich blaue Tinte mischen / Und fuhr übers Meer nach Capri. / Hier begann ich die Beschwörung.“

Schon im zweiten Stück des Versepos berichtet jung Werner dem Pfarrherrn von den Qualen des Jurastudiums, von den langweiligen Schriften des Professors Cujacius, des französischen Rechtsgelehrten Jacques Cujas aus dem 16. Jahrhundert. Dem Examenskandidaten gelingt es nicht, sich zu konzentrieren: „Lustig flogen die Gedanken / Von den Lettern in die Weite / Zu des strengen Herrn Cujacius / Schöner Tochter“. Deren angeblich freizügiger Lebenswandel inspirierte Generationen späterer Jurastudenten zu schlüpfrigen Geschichten, und auch in Scheffels Dichtung „Schaut ein schwarzgelocktes Mägdlein / Grüßend aus dem Corpus Juris“ und bringt den Lernenden aus der Fassung. Wenig später bricht Werner, im Gegensatz zu seinem Schöpfer, der bis zum Examen durchhält, das Jurastudium ab: „Eines schönen Morgens schritt ich, / Unterm Arm das Corpus Juris, / ('s war die schöne Elzevirsche / Rotterdamer Prachtausgabe) / Nach der Heugass', nach dem Pfandhaus. // Levi Ben Machol, der schnöde / Jude mit den scheelen Augen / Nahm's in seine Vaterarme, – / Nahm's und zahlte zwei Dublonen: / Mög's von ihm ein andrer lösen!“

Scheffel setzte die Prachtausgabe des Buches mit dem treffenden Namen „Corpus juris“⁵ mit den fantasierten weiblichen Formen des schwarzgelockten Mädchens gleich. Dann lässt er Werner das für Geld erworbene Buch „unterm Arm“ zum Pfandleiher tragen, der es in seine „Vaterarme“ nimmt. Warum Vaterarme? Weil sich hinter der Schwarzgelockten das Engelsköpfchen Julie verbirgt und der „schnöde Jude“ ihren Vater Nathanael Schlichtegroll darstellt. Der hatte ihn beim Abschied in Heidelberg „väterlich“ umarmt. Sein ungewöhnlicher Vorname – den der Vater, ein Hebräisch-Lehrer, gewählt hatte – wird durch die jüdisch klingende Kombination „Levi Ben“ ersetzt und der Nachname „Machol“⁶ reimt sich ganz zufällig auf Schlichtegroll. Die Wut des Dichters war auch fünf Jahre nach seiner Liebesenttäuschung ungebrochen. Andernfalls hätte er nicht die Gemeinheit ersonnen, das Buch bzw. Mädchen könne nach Rückgabe ja für „zwei Dublonen“ vom nächsten Leser bzw. Freier erworben werden. Von dieser Boshaftigkeit abgesehen zeugt die Episode von einer weitsichtigen Analyse seiner Lebenssituation. Scheffels Verzicht auf eine juristische Karriere nach der Ausbildung in Säckingen war in der Tat alles andere als hilfreich bei seinen Brautwerbungen im kommenden Jahrzehnt. Er kam faktisch einem Verzicht auf den bürgerlichen Ehestand gleich.

*** **

⁵ Körper – hier im Sinne einer Sammlung von Rechtsfällen

⁶ hebräisch: Tanz, Reigen

Kehren wir zurück zum Bericht der Heidelberger Begegnung mit seiner Angebeteten im September 1847. Wir bekommen bestätigt, was wir schon geahnt haben. Scheffel verlor Julie gegenüber kein Wort über seine Gefühle, ging aber wie selbstverständlich davon aus, dass das Mädchen nur darauf wartete, von ihm geheiratet zu werden. Der Gedanke, dass sein weibliches Gegenüber ein eigenes Gefühlsleben haben könnte, dass es vielleicht angebracht wäre, das Engelsköpfchen durch aktive Werbung für sich zu gewinnen, lag ihm fern. Diejenige, auf die er sein Auge geworfen hatte, war Teil einer Familie, die der seinen ganz ähnlich war. Daher fiel es ihm leicht, in ihr eine Art externe Schwester zu sehen. Als Schwester aber musste sie nicht erobert werden. Sie empfand ja natürliche Zuneigung zum Bruder. Über den Geschwistern schließlich thronte eine in ihrer Fürsorge übermächtige gemeinsame Mutter.

Scheffels Gefühlswelt spiegelt sich in Raffaels berühmtem Bild der Sixtinischen Madonna wider. Er war Ostern 1846 von seinem Berliner Studienort aus nach Dresden gereist, um es zu studieren, und so beeindruckt, dass er seiner Mutter am 26. April schrieb: „die Engelein alle fliegen mir itzt noch in buntem Wirrwarr vor meinem müden Kopfe herum.“ Gemeint sind nicht die zwei Putten am unteren Bildrand, sondern die Vielzahl blasser Engelsköpfe in der Wolke.

Nun, anderthalb Jahre später, war Julie als keineswegs blasses, sondern, wie man im 19. Jahrhundert zu sagen pflegte, „aufgeblühtes“ Engelein in Heidelberg erschienen. In Raffaels Bild war kein Platz für sie vorgesehen. Das Jesuskind hätte vom Arm seiner Mutter herabsteigen müssen, um sich ihr zu nähern. Aber Joseph dachte nicht daran, den Platz an der Seite seiner Mutter zu räumen.

Scheffel kam von der Mutter nicht los. Er hatte nicht gelernt, seinen Wunsch nach Annäherung an eine fremde Frau in gesellschaftlich akzeptierten Formen zum Ausdruck zu bringen. Unter Männern glänzte er mit sprachlichem Witz, Parodien und Andeutungen, aber mit Mädchen schäkern und flirten war ihm zuwider. Diese Form der Kontaktaufnahme diente nach seinem Verständnis nur der Vertuschung eines animalischen Triebs. In der siebten Säckinger Epistel lässt er den Erdmann aus der Hasler Höhle aussprechen, was von schönem Reden und Komplimenten zu halten sei. Denn der stellt anerkennend fest, dass der junge Doktor Scheffel nicht mehr den Studenten glich, „wie sie zue Altheidelberg auf unserer Frau Hertha Bühel⁷ den Maidlin viel Lueg und Trueg zuschwätzen.“

Der eigentliche Grund, warum er dem Mädchen, das ihn interessierte, nicht „Lueg und Trueg zuschwätzen“ wollte, war womöglich seine Furcht, die Umworbene könne darauf eingehen. Denn so, wie er sich männliche Annäherung nur überfallartig und nach vorangegangener arglistiger Täuschung vorstellen konnte, so unterstellte er dem weiblichen Geschlecht Hinterlist und den Willen zur Bevormundung. Statt Zärtlichkeit zwischen den Geschlechtern fantasierte er Vergewaltigung der Frau und drohende Verstümmelung des Mannes. Das zum Beweis seines goldenen Humors gern zitierte Gedicht „Eine traurige Geschichte“ handelt von der heimtückischen Kastration des liebeshungrigen Mannes. Es entstand kurze Zeit nach seiner Enttäuschung mit Julie Schlichtegroll. „Ein Hering liebt' eine Auster [...] / Die Auster, die war spröde [...]“. Schon in den ersten Zeilen erkennen wir den ungeschickten Joseph in Heidelberg. Doch nun geschieht das Entsetzliche. Weibliche Selbstverliebtheit schlägt in Aggressivität um:

Nur eines Tages erschloss sich ihr duftig Schalenpaar,
sie wollt im Meeresspiegel beschaun ihr Antlitz klar.

Der Hering kam geschwommen, steckt seinen Kopf herein
und dacht an einem Kusse in Ehren sich zu freun.

⁷ am Wolfsbrunnen, einem Ort für Verliebte

O Harung, armer Harung, wie schwer bist du blamiert! —
sie schloss in Wut die Schalen, da war er guillotiniert.

Angesichts solcher Gefahren zog es der von der Mutter verhätschelte Jüngling vor, zu schweigen und zu träumen. In diesem Verhalten spielt die Erfahrung mütterlicher Dominanz im Elternhaus eine gewichtige Rolle. Zur eigenen Mutter zog es ihn hin, seit er Karlsruhe verlassen hatte, und wenn er wieder in Karlsruhe war, litt er unter ihrer Fürsorge. Mit anderer Männer Ehefrauen und Müttern und mit attraktiven jungen Damen, die schon in festen Händen waren, ihn also nicht mehr vereinnahmen konnten, kam Scheffel besser zurecht. So berichtete er seinem Freund Eggers über eine Bekanntschaft im Revolutionsjahr 1848:

In Frankfurt hab ich [...] in dem Umgang mit der trefflichen Familie Esmarch viel schöne Stunden zugebracht. Die unbefangene Weiblichkeit der Tochter Mimi, der ich, gerade weil sie Braut ist, mich harmlos und heiter nähern konnte, hat mir einen tiefen und früher ungekannten Eindruck gemacht. [...]

Die mit Scheffel gleichaltrige Maria („Mimi“) Esmarch heiratete 1850 den preußischen Offizier Carl Eduard von Wartenberg und wurde eine bekannte Malerin. Ihr Vater war einflussreicher Jurist in Schleswig-Holstein und 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung. Das gastlich-akademische Milieu, in dem er sie antraf, stimmte, und dank ihrer Verlobung stimmte auch das Verhältnis Scheffels zur Tochter des Hauses. Er war empfänglich für ihre weiblichen Reize und gleichzeitig war er sicher davor, in ihren Sog zu geraten.

Ende 1849, wenige Wochen vor seiner Ankunft in Säckingen, stattete Joseph der Familie Schlichtegroll in München auf der Rückreise von einer Alpenwanderung einen Besuch ab und begegnete erneut seinem nunmehr verheirateten Engelsköpfchen. Die Wirkung war, trotz aller Bitterkeit, die gleiche wie bei Mimi Esmarch:

Im Hause Schlichtegroll war ich mit alter Freundlichkeit aufgenommen. Die trefflichen Leute haben freilich nicht geahnt, was für Gedanken in mir heraufdämmerten, als ich an der Seite der Frau Julia saß und sie mit unbefangener Heiterkeit – und schöner als je – sich mit mir unterhielt. Auch da hab ich gesehen, wie die ersten Münchner Eindrücke mit Lapidarschrift⁸ in mein Herz gehauen sind.

Die Suche nach einem Engelsköpfchen begann von neuem. Seine erste berufliche Station, das Städtchen Säckingen, wo nach seinen eigenen Worten „die Kultur aufhört, und die Schweiz anfängt“ (Brief an Eggers vom 27. April 1850), musste die Wende bringen. Nicht zuletzt war es auch der Wunsch seiner Eltern, vor allem der Mutter, dass er mit dem Eintritt ins Berufsleben eine Frau fände.

*** **

Scheffels Karten am Hochrhein standen schlecht. Er brauchte nur kurze Zeit, um sich darüber klar zu werden. In der ersten Säckinger Epistel, eine Woche nach der Ankunft geschrieben, entwarf er ein Bild der örtlichen Gesellschaft. Was er suchte, gab es nicht. Es gab keine großbürgerlich-gastliche Familie mit akademischer Tradition und heiratsfähigen Töchtern im Haus. Auf der gesellschaftlichen Ebene, die Joseph als unabdingbar voraussetzte, waren nur Einzelkämpfer zu finden:

Von Elementen der Gesellschaft habe ich bis jetzt entdeckt: einen Assessor, einen preußischen Offizier, einen Advokaten, einen Bürgermeister und ein paar Schweizer Kaufleute, die hier eine Fabrik haben.

Den Posthalter Malzacher, einen Bekannten, den zu besuchen sein Vater ihm ans Herz gelegt hatte, nennt er nur kurz. Er hatte sechs Söhne. Ansonsten trifft er auf „Biedermänner und deren Gemahlinnen“, langweilige

⁸ unauslöschlich

Spießbürger ohne Ausstrahlung. Gastlichkeit herrschte beim Knopfwirt Broglie und seiner Frau. Das Ehepaar hatte mehrere Töchter. Gustav Bally, einer der oben genannten „Schweizer Kaufleute“ und bald mit Scheffel befreundet, heiratete noch 1850 eine von ihnen. Ob Scheffel sich für eine Schwester der Jeanette Broglie oder ein anderes Mädchen interessierte, wissen wir nicht. Seinem Freund Eggers machte er nach nur vier Monaten Aufenthalt in Säckingen dunkle Andeutungen über einen heroischen Verzicht:

Und wenn Einer erst das Glück oder Unglück hat, fragmentarische Studien darüber zu machen, wie sich die große Passion, die Liebe, im Herzen eines Schwarzwälder blauäugigen Kindes abspiegelt – in dem Schacht eines solchen Herzleins liegen mehr ächte Goldstufen, als in ganz Californien. [...] wenn aber an einem spätern Reichsbürger so ein Waldröslein gar innig und sinnig heraufrankt, und sich an ihn und er an sie anschniegen möchte, und er das Röslein doch nicht bricht, nicht weil er nicht will, sondern weil er nicht wollen darf, weil er ein Stück sittlicher Substanz in sich hat [...], so ist das gewiß eine tragische Dorfgeschichte.

Im Herzen eines Schwarzwaldkindes glaubte er Zuneigung für seine Person bemerkt zu haben. Dann aber verzichtete er darauf, dem Mädchen die Ehre zu rauben. Wir dürfen vermuten, dass das „Waldröslein“ Scheffels Interesse so wenig bemerkt hatte wie Julia Schlichtegroll. In Ermangelung standesgemäßer Eltern, die einen Heiratsantrag entgegennehmen und ein Veto hätten einlegen können, will er sich selbst ein sittliches Verbot auferlegt haben. Eine Einheirat in Säckinger oder Hotzenwälder Familienverhältnisse war für den jungen Residenzbürger undenkbar. Am sexuellen Abenteuer alleine war ihm nicht gelegen. Im Gegenteil, er fürchtete sich davor. Daher beließ er es, wie gehabt, beim Träumen und Fantasieren, doch dieses Mal samt einer schmeichelhaften Selbstdarstellung seinem Freund Eggers gegenüber.

Die Attitüde des Beschützers kindlicher Unschuld ist vermutlich eine Reaktion auf Beobachtungen, die er Mitte 1849 als politischer Flüchtling im hessischen Auerbach unter Männern seines Alters gemacht hatte. Prompt distanzierte er sich in einem (schwachen) Gedicht, „Gretlein in der Heck“ von der Verführung junger Mädchen. Es ist eine moralische Gegenposition zu Goethes berühmtem Gedicht „Sah ein Knab ein Röslein stehn“. Während das Heideröslein sich mit seinen Dornen wehrt, aber dennoch von dem wilden Knaben gebrochen wird, bemerkt das von Scheffel ins Auge gefasste Blümlein nicht einmal, dass es in Gefahr schwebt: „Oft ging mir's in dem Kopf herum: / Was schad't's? Sei frech und keck / Und wag's und brich die ärmste Blum': / Gretlein in der Heck'. // Doch schaut' ich sie, so ward ich stumm, / Und aller Mut schwand weg ...“. Das Gedicht ist ein Eingeständnis seiner Kontaktscheu.

Säckingen hatte sich hinsichtlich der Brautschau innerhalb kürzester Zeit als unergiebig erwiesen. In seiner zweiten Säckinger Epistel lässt er den trinkfreudigen Amtschirurgen Vogelbacher noch verkünden, dass der junge Doktor Scheffel dem Vreneli des Willaringer Gastwirts Balthes Uicker auf den Fersen sei. Aber schon in der vierten Epistel erzählt er von der Weigerung der Töchter des Rickenbacher Rösslewirts, sich von ihm porträtieren zu lassen. Ein Maler, befanden sie, sei nicht der richtige Umgang. Aber Maler wollte er werden, seinen Beruf an den Nagel hängen und Italien bereisen.

Es blieb ihm, was er selbstironisch sein „Kusinensystem“ nannte. Cousinen, das waren im Idealfall hübsche weibliche Wesen, mit denen er Kontakt pflegen durfte, ohne sich ihnen gegenüber rechtfertigen zu müssen. Im Gegenteil, die Eltern erwarteten es von ihm, und die Cousinen unterstellten ihm keine unlauteren Absichten. In seiner dritten Epistel tut er so, als wisse er nicht, dass die Töchter seines Großlaufenburger Onkels erst wenige Jahre alt waren. Die Erzählung baut eine leicht erotische Erwartungshaltung auf, die dann effektiv komisch in seinem Alkoholrausch und eben jenem Kleinkindalter der Cousinen erstirbt.

In Laufenburg sah er aber auch gelegentlich seine altersmäßig sehr wohl zu ihm passende Cousine Ida, Tochter des Apothekers Heim aus Zell am Harmersbach, ihrerseits zu Besuch beim Onkel. In einem Brief an die Mutter vom 14. Juli 1851 schreibt er:

Ich habe gestern einen Besuch dort abgestattet, meinen kleinen Kusinen Eure Sendung überbracht, die viel Effekt hatte, meiner großen Kusine, wie ich dies meinem ganzen Kusineensystem gegenüber einzuhalten pflege, viel Artiges gesagt [...]

Es scheint, dass Ida zu temperamentvoll und selbstbewusst war, um einen festen Platz in Scheffels Träumen einzunehmen. Nach anderthalbjähriger sentimentaler Öde in Säckingen lernte er, ins Karlsruher Elternhaus zurückgekehrt, Idas jüngere Schwester kennen. Emma Heim kam im Oktober 1851 aus dem Pensionat einer Pfarrersfamilie in Rheinhessen zurück. Wir wissen, dass Scheffel ihr und Ida aus Italien „viel Artiges“ geschrieben hat. Just als ihre Eltern sie Mitte 1853 vor einem unerwünschten Brautwerber abschirmten, weil sie eine andere Verbindung ins Auge gefasst hatten, machte auch Scheffel ihr einen dahingestotterten Heiratsantrag. Er musste wissen, dass ihm kein Erfolg beschieden sein würde. Vielleicht lag gerade darin der Grund seines Handelns. Er hatte seinen Eltern bewiesen, dass er heiratswillig war. Nun arbeitete er unbewusst darauf hin, erneut als unglücklich Liebender dazustehen. Ein junger Berliner Journalist namens Ernst Boerschel verarbeitete diese „Dichterliebe“, wie er sie nannte, 1906 zu einem Buch von fast 400 Seiten. Seine Leser glaubten ihm, dass grausame Schicksalsmächte sein Lebensglück mit Emma Heim verhindert hätten. Dass sich bis 1860 nach Julie und Emma vergleichbare Dramen abspielten mit Marie Nebel, Tochter eines Straßburger Bankiers, Marie von Kobell, Schwester der Ehefrau seines Studienfreundes August Eisenhart, und Julie Artaria, Schwester der Ehefrau seines Schulfreunds Julius Braun, nahm er nicht zur Kenntnis.

Zu seinem Unvermögen, eine Beziehung zu einer fremden Frau aufzubauen, kam für Scheffel in der Säckinger Zeit eine weitere Sorge. Seine Schwester Marie, zu der er ein inniges Verhältnis hatte, war 21 Jahre alt, malte mit Talent, hatte Charme und erhielt Heiratsanträge. Sie selbst und ihre Eltern scheuten sich davor, Entscheidungen zu treffen. Scheffels Briefe ins Elternhaus lassen keinen klaren Schluss zu, ob damals schon der badische Offizier Keller unter den Bewerbern war, mit dem sie später für kurze Zeit eine Verlobung einging. Recht deutlich geht jedoch aus den Briefen hervor, dass Scheffel selbst den Versuch unternahm, einen seiner besten Freunde aus Studienzeiten, den damaligen Eisenacher Stadtsekretär Karl Schwanitz, für seine Schwester zu interessieren. Damit, so war wohl seine Hoffnung, wäre ihm Marie nicht abhanden gekommen, sondern nur der engste Familienkreis erweitert worden. Sein Plan schlug fehl. Schwanitz heiratete erst neun Jahre später. Seine Wahl fiel auf eine thüringische Pfarrerstochter.

Scheffels eigentümlicher Brief an Marie, der vom Besuch der Hasler Höhle handelt und als siebte Epistel bezeichnet wird, kann als Appell an die Schwester verstanden werden, ihm treu zu bleiben. Er kehrt in fast schon peinlicher Weise die Intimität hervor, die es bedeutet, aus ein und demselben mütterlichen Leib geboren zu sein. Marie, mit ihren Bewerbern ohnehin schon überfordert, blieb nach der Lektüre des Briefs ratlos und leicht verärgert zurück. Er wiederum reagierte gereizt und voller Selbstmitleid. Ich zitiere aus einem Brief an die Mutter vom 23. Mai 1851:

So macht mir mein lieb schön Schwesterlein Marie Vorwürfe, ich hätte meinem letzten Schreiben auch noch „ein wenig über mich selber“ beifügen sollen. Du lieber Gott! Was ist da beizufügen? Das Menschenkind, wie es in Säckingen äußerlich lebt, führt eigentlich gar kein Leben.

Auf diesem Ton ging Scheffels Säckinger Aufenthalt zu Ende. In den letzten Briefen drehte sich alles um Abschiedsbesuche, Einpacken und Vorbereitung einer weiteren Alpenwanderung. Das Heiratsprojekt war auf unbestimmte Zeit verschoben:

Wo werd ich in den nächsten Jahren herumziehen? Und wann mich beruhigt festsetzen, ein Weib nehmen und meinen Kohl pflanzen?

Die Sorge, dass ihm die Schwester verloren ginge, blieb bestehen. Die eigene Enttäuschung, dass seine Kontaktsuche am Hochrhein vergeblich war, überspielte er bald durch sein Entzücken an der schlanken Maid Margareta, dem Bild seiner jungen Mutter im Säckinger Herrensloss. Aber das Trompeterlied kündigt unüberhörbar von seiner Einsamkeit: „Es wär zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein.“

Vortrag, gehalten am 18. Juni 2026 in Schoss Schönau in Bad Säckingen
im Rahmen des Begleitprogramms der Jubiläumsausstellung „Scheffel 200“